

Elisabeth Lang: Der weiße Thron (Ragyogó trón)

“Und ich sah einen großen, weißen Thron
..... Und ich sah die Toten, Groß und Klein,
stehen vor dem Thron, und Bücher wurden
aufgetan. Und ein andres Buch wurde
aufgetan, welches ist das Buch des Lebens.”
(Offenbarung 20, 11-13)

Gelb, noch sonnenbeschienen stand das Haus in der Nähe des vier Morgen großen Parks, am Waldrand. Dem Mädchen, das zu einem Besuch bei den Cousins und Cousinen eingetroffen war, schien es trotzdem so, dass im Bild der sich verdichtenden Wolken das Geschick nahte und auf Einlass wartete, und dass dann jedes Öffnen der Türe ein Risiko bedeuteten würde. Es berührte seinen Vater am Jackettärmel, und die Hand ließ sich als zarte Last auf seiner Schulter nieder. Vielleicht warf die in einem immer engeren Winkel einfallende Sonne einen längeren Schatten, vielleicht erfüllten das verfallene Haus, die in die Wand geschlagenen, leeren, rostigen Haken eine böse Vorahnung, es kann aber auch sein, dass es das strenge Lächeln der übertrieben unvermittelt vor ihnen erschienenen Hausfrau war, die gleich aussehenden Schürzen der sechs Cousinen, das große Gesicht der im Rollstuhl sitzenden Größten. Am wahrscheinlichsten ist jedoch, dass das Mädchen sich wegen der am Bauernhof verbrachten Monate vor jedem Besuch fürchtete. Nach dem Krieg war es nämlich mit seinem Geschwisterchen von den Eltern aus dem Hunger leidenden Budapest auf einen Bauerhof gebracht worden. In der ersten Nacht schlief es noch mit der Mutter im selben Bett ein, aber am Morgen spürte sie neben sich nur die abgekühlte Wärme ihres Körpers. Ohne Verabschiedung hatten sie sich entfernt, um die Kinder nicht aufzuregen. Es war Herbst, es war Frühjahr, die 40 Tage des Medardus, sie liefen in Gummistiefel und Trainingsanzug herum. Zwar konnten sie soviel Milch trinken, wie sie nur wollten, aber sie bekamen auch Flöhe. Wenn das Mädchen sich hinausstellte vor das weiß angestrichene, lange Haus, sah es den Trog, die gewaltigen, mit matschigem Dreck bedeckten Rinder mit ihren großen Körpern, wie sie ihre Mäuler ins Wasser tauchten, sich hoch aufrichteten und in die Ferne brüllten. Es lauschte dem blinden, ungegliederten, posaunenartigen Klang, solange es ihn aushielt. Das Brüllen der Rinder war seine unheimliche Musik, die säuselnden Klänge, die das Mädchen mit seinem Geschwisterchen auf einem mit Seidenpapier überzogenen Kamm blies, waren bloßes Spiel. Manchmal wagte es sich näher zu den großen Tieren, und wenn sie sich bewegten, versuchte es zu fliehen, aber der Matsch packte seine Beine und hielt es zurück, wie die Scheintoten auf dem Friedhof den dorthin geratenen Wanderer. Es konnte sich nicht satt sehen an ihrem Anblick, stellte sich wieder neben sie hin: es folgte ihrem ins Nichts gerichteten Blick mit seinen Augen; beobachtete auf ihren statuengleichen, bewegungslosen Körpern die zuckende Haut, die von Fliegen bedeckt war und ein eigenes Leben zu haben schien. Auf weitere Prüfungen bereitete es sich vor. Im Sommer liefen sie barfuß über das Stoppelfeld, ihre Fußsohlen bestanden nur aus Wunden, Schorf und Narben. Manchmal kam aus der Nachbarschaft ein kahlgeschorener Junge herüber, der mit der Peitsche knallte und sagte, dass ein Mädchen kein richtiges Kind sei und eine Frau kein Mensch. Zum Namenstag des Mädchens kam eine Ansichtskarte mit der wunderschönen Perlschrift der Mutter, mit Glückwünschen und der Anweisung, folgsam zu sein. Es erfolgte auch ein Hinweis auf die auf der Karte abgebildeten gelben Entenküken, die jedoch nur eine sehr

geringe Ähnlichkeit mit dem auf dem Hof herumstolpernden grauen, winzigen Geflügel aufwiesen. Das Mädchen ließ seine Tränen auf die mit Tinte geschriebenen Buchstaben tropfen, bis ihm bewusst wurde, dass dadurch die Schrift weggewaschen wurde; dann wischte es sie trocken, und von da an nahm es die zerfledderte Karte zum Schlafen mit ins Bett. Als jedoch die Eltern mit der gleichen schicksalhaften Unvorhersehbarkeit, mit der sie die Kinder dort gelassen hatten, kamen, um sie wieder abzuholen, fand das Mädchen die Mutter gegenüber vorher verändert. Es hatte das Gefühl, noch verstärkt durch die auf dem Hof gehörten Geschichten, dass an der Seite des Vaters eine der Mutter zum Verwechseln ähnlich sehende weibliche Verwandte gekommen war, und ihre wahre Mutter bis zur Hüfte eingegraben am Rand eines Waldes um ihre verlorenen Kinder trauert. Daher war es auf der Hut und fragte die neue Dame nach unbedeutenden Einzelheiten ihrer gemeinsamen Vergangenheit aus, diese hielt jedoch jedem Kreuzverhör stand.

So wie auch der Vater des Mädchens war das Oberhaupt der großen Familie von Aussiedelung, Delogierung und Verlust der Stellung bedroht. Die Unterhaltung der Erwachsenen kreiste um dieses Thema, dann bat das Familienoberhaupt mit den buschigen Augenbrauen um etwas Ruhe und las Auszüge aus dem *Buch der Offenbarung* vor. Es schien, als hätte keiner Einwände gegen die angekündigten Schläge, ja der Gedanke an dreitägige Dunkelheit war ganz nach dem Geschmack des Mädchens und der neben ihm sitzenden Cousine, welche besonders dichte Wimpern hatte; fröhlich blickten sie einander an. „Hast du schon einmal einen Scheintoten gesehen?“ fragte das Mädchen im Flüsterton. „Das nicht,“ antwortete die Cousine, „aber ich kann dir etwas Interessantes zeigen.“

„Geht spielen, Kinder!“ ertönte da die Stimme eines Erwachsenen, und die beiden machten von der Erlaubnis Gebrauch, entfernten sich von den anderen, die sich in Richtung Garten bewegten, und schlichen in den Schuppen. Unter dem Werkzeug, in einem abgeschiedenen Winkel, baumelte eine Peitsche, die von dem Mädchen mit den dichten Wimpern mit einer Handbewegung heruntergeholt wurde, nachdem es geschickt die übereinander geworfenen Säcke hinaufgeklettert war; den Riemen kürzer fassend begann es, auf den Zementboden einzuschlagen. Bald wurde es dieser Tätigkeit überdrüssig und lehnte sich an die Wand. „Deshalb bin ich so müde,“ es presste die freigebliebene Hand an die Stirn, „weil ich Samstag nachmittags immer den (hier folgte der Name eines unbekanntem Jungen, eines Cousins von einem anderen Zweig der Familie) schlagen muss, er lernt nämlich nicht, und seine Eltern haben mich um den Gefallen gebeten.“ Sie zeigte auf zwei in Augenhöhe in die Wand geschlagene Haken: *hier wird er festgebunden*.

Sie hielten sich nicht lange im Schuppen auf. In den Garten huschten sie hinaus, wo sie mit den anderen Mädchen *Schneider, Schneider, leih mir die Scher'* spielten unter der Aufsicht des Mädchens im Rollstuhl. Der Abend war bereits hereingebrochen, als sie den Ruf zum Abendessen vernahmen. Es war die Mutter des Mädchens, die „Mädchen, Abendessen!“ rief, und das erste Mal seit ihrer Rückkehr vom Bauernhof, vielleicht wegen des ungewohnt weiten Platzes, oder wegen der beklemmenden Nähe der sich auf den Bäumen, Sträuchern, Erdhügeln und dem Gras ausbreitenden Dunkelheit, erkannte das Mädchen darin den vertrauten Klang, und die Kehle wurde ihm eng. Es fühlte, dass es die Last des Grolls darüber, auf dem Bauernhof unter Fremden zurückgelassen worden zu sein, nicht mehr länger ertragen konnte, es musste ihnen verzeihen. Das Mädchen fürchtete, gleich in Weinen auszubrechen, oder gar die Cousine wegen der Geschichte, die es im Schuppen gehört hatte, anzuklagen, doch es hielt die Tränen zurück. Es lief jedoch nicht mit den anderen, sondern wartete, dass man herauskam um es zu holen, betrachtete die sich Entfernenden: die verschwommene, flimmernde

Linie von Pferdeschwänzen, Beinen, Rücken, als ob es von ihnen Abschied genommen hätte. Nach dem Abendessen bestiegen sie eine Pferdekutsche. Das war das letzte Jahr, in dem Gespanne auch in der Hauptstadt erlaubt waren, also rollten die Besucher auf dem Kutschbock mit dem alten Kutscher nach Hause.

(Aus dem Ungarischen von Elisabeth Lang)